Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 4. 10. 1936 | Nr. 39

Das Heiligste des Bauern.

Von Kurt Herwarth Ball.

Wo das Leben des Volkes seinen Urgrund hat, da steht der Bauer. Er ist immer wieder der Anfang des Volkslebens. Er kommt aus den fernen Zeiten und schreitet an den Städten vorüber seitab seinen Weg in andere ferne Zeiten hinein. Aus dem Dämmerdunkel der Vergangenheit wächst riesengroß der Mensch auf, der Bauer ist und in seinem Bauerntum herrisch das unbekannte Reich verkörpert. Der Sturm der Jahrhunderte ist über die deutsche Landschaft hingegangen. Brand und Krieg und Mord und Pest haben die deutsche Landschaft zerfetzt — immer wieder stand der Bauer auf und nahm Hacke und Spaten und Pflug und Sense, ging säen und ernten.

Was da um den Bauern wittert: geheimnisvoll und doch alltägliches Leben, das ist kaum um einen anderen Stand. Es ist das Leben des Volkes, die Ewigkeit, vor der alles erschauert, selbst.

Ein Volk, das keinen Bauernstand hat, ist kein Volk mehr; es muß sterben. Muß einfach, weil es keinen anderen Weg zu gehen hat. Der Bauer ist der Hüter des Volkes; er steht an der ewigen Flamme des Seins und opfert Jahr um Jahr, Geschlecht um Geschlecht in mühevoller Arbeit hin: damit das Volk sein kann. Aus der fernsten Vergangenheit tönen die Sänge auf, die zum ersten Male vom Bauern künden. Die Schaffung der Stände steht in den Liedern der Edda neben den Liedern der Helden und Götter. Ja, nach der Mär vom Rig, nach dieser aus der Tiefe der Lebenserkenntnisse unserer Vorfahren geschöpften Saga, ist der Bauer ein Sproß der göttlichen Asen selbst. Verharren wir bei der symbolischen Tiefe dieses Glaubens. Man sage nicht: eine Mär — man schelte nicht: eine Saga.

Nein, hier im Lied vom Rig, von der Schaffung der Stände lebt das Göttliche, das heute noch in der Erde unseres Nordlandes verborgen ist.

Nicht, daß der Bauer Gott oder Göttlichem gleichgesetzt werden soll, nicht, daß der Bauer aus seinem Alltagtum, aus seiner schweißvollen Arbeit herausgenommen werden und ihm ein anderer Ort gegeben werden soll — aber der Bauer ist erdverbunden.

Er kennt keinen anderen Kampf, als den mit den Unbilden des Wetters, mit dem tief im Boden liegenden Unkrautsamen, der Jahr für Jahr neu aufkommt, wie eben auch die Unwetter Jahr um Jahr aus dem Gleichmaß der Zeit aufkommen — und mit beiden kämpft er den unerbittlichen Kampf um die Ernte. Und dieses Ringen liegt im bäuerlichen Blut, und es liegt darum im Blut, weil es geboren wird aus dem gläubigen Wissen um die Unerschöpflichkeit des Bodens, der Erde.

Dieses Wissen von der Unerschöpflichkeit der Erbe und dieser Glaube an die eigene Kraft machen den Bauern groß, heben ihn aus allem Gleichmaß heraus. Er muß er selbst sein, wenn er seinen Ahnen gerecht werden will, wenn er seinen Kindern, den ungeborenen Geschlechtern gerecht werden will.

Es ist nicht das Äußere, die Bindung an Staat und Volk, die dem Bauern seine Arbeit aufzwingt.

Es ist der mit jedem bäuerlichen Menschen neugeborene Glaube an die eigene Kraft. Geboren und Hinscheiden auf der angestammten Scholle und diese aus den Händen der Ahnen hingeben in die Hände der Kinder und Enkel: das ist Bauerntum.

Es ist niemand auf dieser oder in einer anderen Welt, der dem Menschen der Erde die Verpflichtung seines bäuerlichen Seins auferlegt. Er bedarf keines Haltes, keiner Stütze, um sein Tun zu beginnen und zu vollenden. Kein Dogma, kein Glaube an Unwirkliches, kein geschriebenes Wort aus fernen Zeiten und fremden Ländern macht den bäuerlichen Menschen zum Bauern.

Bauer ist man aus dem Blut der Ahnen.

Bauer ist man aus der Gebundenheit an den fruchtbaren Boden.

Bauer ist man aus der unwägbaren Bestimmung jenes unbekannten Waltens, das wir Schicksal nennen.

Oder man ist nicht Bauer.

Es gibt keine Offenbarung, die den Nomaden zum Bauern macht.

Der Bauer ist aus seiner Erde erwachsen und stirbt in seine Erde hinein. Das allein ist seines Lebens Gebot.

Was soll dem bäuerlichen Menschen auch größer, gewaltiger, ihn stärker bindender sein als seine Erde? Des Bauern Glaube gilt nur der Erde. Und dieser Glaube ist unverrückbar. Weil die Erde ewig ist in ihrer Fruchtbarkeit. Der Glaube an die Erde ist das unzweifelhafte Wissen von der Ewigkeit des Werdens.

Der Bauer kommt aus einer Zeit, die uns Menschen eine Ewigkeit ist. Der Bauer war, als der Mensch wurde. Und er hat seit jener ersten Zeit, Tag um Tag, jahrein, jahraus, durch Jahrhunderte und Jahrtausende, seine Handschläge an die Erde gelegt.

Der Bauer ist aus der unendlichen Vergangenheit her der Priester, der göttlichen, urschöpferischen Erdkräfte.

Kann es anders sein? Kann der Bauer anderem dienen, als seiner Erde und ihrem Werden?

Die Wandelgänge des Jahres, der Aufgang und Niedergang der Sonne sind ihm Maß und Zeit seines Tuns. Er hat Sonne und Mond zuerst in Zeichen gebannt, denn er lernte früh die Geheimnisse des sich darin offenbarenden Lebens kennen. Und nichts dünkte ihm göttlicher und höher als das Tagesgestirn, die Sonne. In ihrem Wandel durch die Zeiten des Jahres erlebte er Saat und Ernte, Fruchtbarkeit und Vergehen. Aus ihrem mächtiger werdenden Sein erstand das Leben; in ihrem Verlöschen lag das Vergehen beschlossen. Die Sonne wurde in ihrer ewigen Wiederkehr dem bäuerlichen Menschen zur Lebensgebärerin. Er gab ihr sein herrlichstes, sein höchstes Runenzeichen. Er baute jene Steindenkmäler, um den Stand der Sonne zu ermitteln, um den Tag zu bestimmen, an dem er die Saat in den Boden legen konnte.

Die Bauern der nordischen Erde, die mühsam Jahr um Jahr ihrem Boden dienten, sind niemals gottlos gewesen. Ihre Gottverbundenheit war niemals größer als zu jener Zeit, da sie den Aufgang der Sonne erwarteten an jenem Tage, an dem sie die erste Saat streuen wollten.

Das Gesetz, daran die bäuerlichen Menschen gebunden sind, ist einzig und allein das Gesetz der Erde, ist das Werden und Vergehen, ist die urschöpferische Offenbarung der göttlichen Zeugungskraft der Erde, der auch sie selbst untertan sind im Leben und Sterben.

Leben und Sterben —
Wie nahe ist beides immerfort um den Bauern.

Das Korn, das seine Hand hineinlegt in die frisch aufgerissene Erde — dieses Korn, das unter den Kräften von Sonne und Erde zu leben beginnt, keimt und zag und zart aus der Krume bricht und sich hinausreckt in den Sonnenschein — dieses Korn, das Halm wird und in den Blättern verborgen das Geheimnis der Ähre trägt, die blüht und Frucht zu tragen beginnt und unter deren Last der Halm zu sterben beginnt — dieses eine winzige Korn, das des Bauern Hand sät und erntet und wieder sät und wieder erntet — das ist voll des heimlichen Göttlichseins.

Und nicht anders ist es mit allem Werden und Vergehen nach dem Gesetz der Erde. Nicht anders mit dem Wald und den Wiesen, nicht anders mit den Viehherden.

Und zuletzt ist kein größeres Geheimnis, als das um das Kommen und Gehen, von dem Vergangenen und Künftigen nur eines:

Es waren Bauern, die über die Erde gingen, und: es werden Bauern sein, die über die Erde gehen.

Der Bauer, der unbekümmert um das Hin und Her des Streites um das göttliche Sein, sein Tagewerk tut, ist gottverbunden. Er braucht ja nicht zu streiten, er braucht keine Worte zu machen, um das Ewige zu erkennen in allem Geschehen. Denn der Bauer steht seit allen Geschlechtern nahebei am Sein des Göttlichen. Sein Stand schuf die Göttlichkeit selbst in ihrem unerforschlichen Walten. Darum, daß er mit seinem Tun dem Volk, das wiederum aus ihm geworden, diene.

Friedrich Just: / **Der Wandale.**

II. Das Thing.

Das Lager ist bald eingerichtet. Auf der Wanderung haben alle schon Übung bekommen, und jeder kennt seine Stelle und seinen Handgriff. Die Wagenburg ist aufgefahren, das Feuer ist zwischen den aufgeschichteten Steinen entfacht. Das Vieh wird auf die Weide getrieben. Und die Frauen besorgen das Essen.

Der greise Wisimar ist mit Jungmannen damit beschäftigt, vor der alten Eiche neben dem Buchenhain einen freien Platz zu schaffen. Hier soll das Thing gehalten werden. Die uralte Eiche und der große Stein, der aus dem Nordlande stammt und den die Götter auf wunderbare Weise hierher gebracht haben müssen, sind das Wahrzeichen für die Volksberatung. Das Strauchwerk wird abgehauen. Dann wird der Platz mit geschälten Stangen abgesteckt und mit einer Leine umzogen. Baumstümpfe und Steine werden herangewälzt und in der Runde als Sitze für die Sippenältesten verteilt. Von dem Führerwagen wird der Stuhl geholt und unter der Eiche vor dem Steine aufgestellt. Wisimar bleibt als Hüter mit zwei Jungmannen auf dem Thingplatze.

Erntedanklied

Als sich der Bauer mühte,
Herrgott, durch Deine Güte
Gabst Du den Segen drein.
Du sengtest nicht mit Hitze,
Du banntest Hagel und Blitze,
Schenktest den Feldern ihr Gedeih'n.

Hab' Dank, daß Du gegeben
Im Brot uns neues Leben;
Halt weiter uns in Hut.
Wehr ab von uns'rem Lande
All' Not und Zeitenschande,
Bewahre rein uns Feld und Blut

Von Seuchen und von Plagen.
Durch Zittern und Verzagen,
Durch Feindesmacht und List
Laß uns nie überwinden!
Und laß uns immer finden,
Daß Du des Landes gütiger Vater bist.

Will Vesper.

Im Lager sind indessen Walarad und Blumerith, die Lurenbläser, mit den gebogenen bronzenen Blashörnern von Sippe zu Sippe gezogen. Die Luren tönen, und der Rufer Stimmen schallen:

Jedweder Wandale in Wehre und Ehre,
Zu Friede und Frommen jedweder Freie,
Wenn der Mond sich rundet, wird hiermit gerufen
zum Thing.

Nun wird's wieder lebendig im Lager. Gruppen stehen beisammen. Wichtiges steht bevor. Ein außerordentliches Thing; heute ist Thorstag, ein gewöhnliches Thing findet am Tyrstage statt. Was steht zur Beratung?

Ehe der Mond aufgeht, schreiten schon Männer zum Thingplatze. Wisimar weist ihnen die Plätze an. Sippe bei Sippe füllt den Platz. Alle sind in Waffen.

Fridubalth hat sich zurückgezogen. Als Priester des Stammes berechnet er nach uraltem Weistum das Vollwerden des Mondes. Vor seinem Wagen warten die Ältesten der Hasdinge und seine Gefolgschaft. Die anderen Sippengenossen haben sich schon zur Thingstatt begeben.

Nun ist die Stunde da. Die Ältesten Rausimod und Raftiger nehmen den Führer in die Mitte und geleiten ihn zum Thingplatze; die Gefolgschaft schließt sich an.

Als sie bei der Eiche anlangen, lassen die Bläser die Luren ertönen. Auf dem Thingplatze wird's lebhaft. Die Gewaffneten heben den Speer, und unter Heilrufen wird Fridubalth zu seinem Sitze geleitet. Nun steht er unter der Eiche, sein Haupt mit der weißen Priesterbinde ragt über die ganze Versammlung. Er hängt den Schild an der Eiche auf und lehnt seinen Speer daran. Es wird still. Fridubalth hebt beide Hände zum Beten.

Tyr, du Getreuer, Schützer des Things,
rate zum Reden, tate zum Tun,
fördere den Frieden, wehre dem Frevel,
hege uns einig, alle Gesippten!

Dann zieht er das Schwert aus der Scheide, legt es vor sich auf den Stein und setzt sich. Damit ist das Thing eröffnet. Zunächst fragt Fridubalth den Thingwalter, ob auch Männer ohne Freiheit und Ehre, oder die nicht zu den Sippen und Geschlechtern der Wandalen gehören, auf dem Thingplatze versammelt seien. Wisimar erwidert feierlich:

Nur Freie und Freunde und alle in Frieden,
in Wehre und Ehre und keiner im Frevel
und alles Gesippte, halten das Thing.

Darauf ruft Fridubalth in die Versammlung: „Wahret den Frieden!" Die Versammelten schlagen mit dem Speer gegen den Schild zum Zeichen des Einverständnisses.

Nun erhebt sich der Führer: „Wandalen! Vor zwei Monden haben wir uns von unseren Stammesgenossen, den Silingen, getrennt. Die Silinge sind am Oderstrom nach Mittag gezogen. Wir Hasdinge wollen den Weg nach Morgen suchen. Mich habt ihr zum Führer erwählt. Durch den düsteren Wald an dem breiten Netzesumpf habe ich euch durchgebracht, bis an die Weichsel. In der Nacht habe ich einen Traum gehabt. Ein großer starker Mann mit blitzenden Augen und flatterndem roten Bart und breiten Schultern stand vor mir und hatte einen Hammer in der Hand. Da wußte ich, es war der Gott Thor. Der zeigte mir einen Pflug, aber nicht wie unsere aus Holz und mit einem Haken, sondern aus Eisen und auf Rädern und mit einer breiten Schar. Dazu sagte er: „Dies ist euer Heiltum." Dann hob er zum Segen seinen Hammer über den Pflug und verschwand. Ich wachte auf und erhob mich sofort vom Lager. Es war auch Zeit, den Weg zu erkunden. Als die Morgenröte erschien, hatte ich den Saum des Waldes erreicht. Eine weite Lichtung lag vor mir. Da ging die Sonne auf. Mein Roß wieherte. Da sah ich einen schwarzen Adler gegen die Sonne fliegen. Nachdem er eine Weile reglos geschwebt, wendete er sich gen Mitternacht und ließ sich langsam auf einer uralten Eiche nieder. Das Wiehern des Rosses hatte eine Botschaft des Gottes Thor angekündigt. Und der Adler brachte die Botschaft. Die Hasdinge sollen hier horsten. Auf diesem Boden soll der Pflug sein heiliges Werk verrichten. Hier soll goldenes Korn wachsen. Häuser wollen wir errichten. Darinnen soll der Herd Thors flammen, und unsere Frauen und Kinder sollen darin gedeihen. Land ist hier für uns genug. Jede Sippe soll ihren Teil bekommen und bebauen. Jeder Bauer soll eigener Herr auf eigenem Grunde sein. Der Boden soll ein heiliges Erbteil für Kinder und Kindeskinder bis in die fernsten Zeiten sein. Hier wird sein Heimstatt und Heimat der Hasdinge." Fridubalth setzt sich. Speere werden gegen die Schilde geschlagen als Zeichen der Zustimmung. Aber auch lautes Murren als Widerspruch geht auf. Thrasager springt heftig in die Mitte. „Wandalen! Das Schwert ist die Waffe des freien Mannes, der Pflug aber

die Fron der Knechte. Wollt ihr frei bleiben oder Knechte werden? Wollt ihr das Schwert behalten oder den Pflug nehmen? Kampf und Schwertschlag ist Mannesehre. Beute ist bessere Ernte als Hirse und Hafer. Der Wanderwagen ist unser Lager, nicht das feste Haus. Sollen wir verweichlichen in den Wänden von Holz? Was wird aus unseren Kindern, wenn sie statt des Schwertes den Pflug führen? Memmen, aber keine Männer. Keine Schwertleite gibt's mehr, sondern eine Pflug- und Ochsenleite. Und unsere Mädchen bekommen keinen Mann mehr; denn welche Maid wird einen Jüngling minnen, der keinen Feind erschlagen hat? Wir müssen wandern und Kampf und Beute suchen. Müssen wir schon säen, dann warten wir in unseren Wanderwagen nur die Ernte ab und ziehen dann weiter. Das Land bleibt der Gemeinde, niemand darf ein Sondereigen haben, damit er sein Herz nicht an die Scholle hänge. Mögen den Pflug die Knechte zum Heiltum erwählen, ich halte mein Schwert für mein Heiligtum. Thor ist der Gott der Bauern; der Freien Gott ist der Schwertgott Tyr. Ihm bleibe ich treu. Ich will nicht den Strohtod sterben, sondern von den Walküren geführt werden nach Walhall."

Lautes Waffendröhnen kommt als Widerhall aus der Versammlung. Nur verschüchtert wagt sich spärliches Murren hervor. Der junge Hildika springt vor. Er ist trotz seiner Jugend das Haupt der Sippe der Hildinge, da alle älteren einer Blutrache zum Opfer gefallen sind, und darf darum das Wort auf dem Thing nehmen. „Heil, Thrasager! Du hast für die Zukunft und für die Jugend gesprochen. Was hat die Seherin geweissagt? Der Sonne entgegen werden die Hasdinge das Höchste erringen! Das Höchste ist der Kampf und die Ehre. Darum über die Weichsel! Der Sonne entgegen!"

Die Speere krachen gegen die Schilde, und kein Murren kommt dagegen auf.

Der Führer hat unbeweglich die beiden Reden angehört. Nun schlägt er mit dem Schwert auf den Stein. Da wird es stille. Er erhebt sich.

„Wandalen! Freie Männer! An meinem Speerschaft könnt ihr die Kerben zählen, soviel Feinde habe ich getötet. Die Kerben sind die Fürsprecher meiner Ehre. Das Schwert ist Mannes Trutz und Schutz. Aber das Schwert ist nicht bloß, sondern hat eine Scheide. Darein wird es gesteckt, wenn sein Amt verrichtet ist. Das Ziel ist nicht Kampf, sondern Frieden. Und über die Beute geht das Brot. Thor hat den Malmir, den schmetternden Hammer. Den schwingt er im feurigen Blitz und grollenden Donner. Aber nicht die Vernichtung ist das Ziel, sondern die Befruchtung. Unter dem Himmel breitet sich Midgard aus mit Anger und Acker. Darauf fällt Tau und Regen. Darüber wird der Sonnenwagen mit den Hengsten „Frühwach" und „Allschnell" gezogen. Und der Regenbogen ist die Brücke zwischen Asgard, der Burg der Götter, und Midgard, der Wohnstatt der Menschen. Aus dem Boden wächst die Weltesche Yggdrasil und breitet ihre Äste über alle Welt. Und die Erdenmutter nährt alle Wesen. Die Alben und Elfen, Baumgeister und die Kornmutter leben und weben allerorten. Und Sif, die Frau Thors, die Sippenfrohe, flicht sich den Erntekranz in ihr Haar. Heilig ist der Boden und heilig das Brot. Und ehrenvoll ist es, das Brot zu schaffen. Zum Säen und Ernten aber ist Frieden nötig. Und neben dem Pflug muß das Schwert im Boden stecken, daß es herausgezogen werden kann zu Schutz und Trutz. Um den Frieden zu wahren, gilt's den Kampf zu rüsten. Und wer für den Boden streitet, der ihm das Brot trägt, auf dem sein Haus steht, der wird am wackersten sein. Mehr denn um Beute wird der Mann streiten für die Heimat. Um seinen Boden läßt er sein Blut. Das ist das Höchste: Pflug und Schwert nebeneinander. Unter dem Schutze des Schwertes schafft der Pflug aus dem Boden das Brot. Für Pflug und Schwert brauchen wir starke Arme und wackere Herzen. Und die Jugend kann mit Pflug und Schwert das Höchste vollbringen."

Nachdenkliches Schweigen folgt der Rede des Führers. Kein Beifall wird laut, aber auch kein Murren.

Da räuspert sich Hohageis von einer kleinen Sippe: „Wandalen! Liebe Volksgenossen! Ich kann nicht so gut die Worte stellen wie die großen Sippenhäupter. Ich bin nur ein kleiner Bauer. Aber nach meinem dummen Verstande meine ich, daß der Führer recht hat. Wir sind Bauern, und als Bauern müssen wir den Boden bauen. Beim Wandern aber können wir nicht bauen. Dazu müssen wir Boden haben und seßhaft sein. Wir sind schon lange genug gewandert. Die Pferde sind mager, daß man alle Rippen zählen kann. Die Kühe geben kaum noch einen Tropfen Milch. Und die Schweine sind schon die richtigen Renner geworden. Hier ist guter Boden. Da wollen wir bleiben, pflügen und säen. Meine Frau Gertrudis hat auch das Fahren satt. Sie will eine Stätte für ihr Schaffen haben. Die Zeit ist da, den Garten zu bestellen, die Kräuter müssen gesteckt und gesetzt werden. Der Flachs muß gesät werden, sonst gibt es keine Leinwand. Im Walde hat man sein Zeug zerrissen. Ich meine, wir wollen hier bleiben. Und wenn es nach mir geht, nehme ich lieber Eigenland als Gemeinbesitz. Klein, aber mein. Und eigen Brot schmeckt am besten. Was schließlich das Heiraten anlangt, so wird meine Agilhardis nicht so dumm sein. Wenn nur ein wackerer Bursche kommt, der einen guten Mahlschatz bringt und der den Pflug gut führen kann, da wird sie nicht nein sagen!"

Ein befreiendes Schmunzeln geht nach dieser Bauernrede durch die Reihen. Da sich niemand weiter zu Worte meldet, will Fridubalth zur Abstimmung schreiten.

Da steht aber der greise Witarith auf, tritt bedächtig vor den großen Stein und sagt: „Wandalen! Es ist ein großer Wendepunkt, an dem wir stehen. Bleiben oder Wandern, Krieg oder Frieden, Schwert oder Pflug, Hast oder Heimat, das ist die Schicksalsfrage. Da wollen wir uns nicht mit einer Abstimmung begnügen. Wie sie auch ausläuft, es wird immer Verbitterte und Unzufriedene geben. Wir wollen die waltenden Götter befragen. Ich stelle den Antrag, die Seherin Alaswindis zu rufen. Die soll einen Sklaven opfern und aus seinem Blute die göttliche Weisung erfragen. Dem Spruche der Götter werden wir uns alle beugen.

Ein helles Zusammenschlagen der Speere und Schilde bekundet das Einverständnis aller.

Da erhebt sich Fridubalth. „Witarith, ehrwürdiger Vater, deine Weisheit wollen wir ehren. Alaswindis soll gerufen werden. Aber auf den Boden, der unsere Heimat werden soll, darf nicht als erstes Menschenblut tropfen. Ein anderes Opfer wird auch gut genug sein. Da es aber um unser Höchstes geht, mag die Seherin eines von den heiligen Rossen opfern und uns die Losung aus seinem Blute weisen. Als Priester aus dem Geschlechte der Hasdinge bestimme ich Reifmähne zum heiligen Opfer. Wir werden den heiligen Schimmel nicht zum Ziehen des Heiltums weiter benötigen."

Von jeder Sippe wird ein Mann bestimmt zu der Gesandtschaft, die der Seherin die Botschaft des Things überbringen soll. —

Es währt nicht lange, da wird die Seherin von den Abgesandten eingeleitet. Barfuß, in weißem Gewand, das ihr bis an die Knöchel reicht, tritt sie ein. Sie führt den Schimmel, der in aller Eile mit einem Eichenkranz um den Hals bekränzt ist, in die Mitte. In der Rechten trägt sie ein langes Messer, auf dem die Runen im Mondschein glänzen. Ihr folgen, ebenfalls barfuß und weißgewandet, zwei grauhaarige Gefährtinnen, die einen großen silbernen Kessel tragen, der über und über mit getriebenen Figuren und Runen bedeckt ist. Vor dem großen Stein hält Alaswindis, streichelt Reifmähne und flüstert ihm etwas zu. Der Schimmel legt sich nieder und läßt sich ruhig fesseln. Dann murmelt die Seherin über dem Messer und stößt schnell in die Schlagader des Rosses. Die beiden Gefährtinnen springen hinzu mit dem Kessel und fangen das Blut auf.

Alaswindis sieht gebückt und gespannt zu, wie das Blut springt. Dann richtet sie sich auf, schaut in die Weite und spricht:

Boden und Blut, Scholle und Schirm,
Heim und Herd, Saat und Segen,
Pflug und Schwert, Herz und Heimat,
Minne und Meintat, Treue und Trug,
Blut unter Brüdern, Frevel an Freunden.
Wer es will werben, wird daran sterben.

Atemlos hört die Schar auf die Worte der Seherin. Die geht mit in die Ferne gerichteten Augen hinaus. Die Rechte umspannt das Opfermesser, von dem das Blut auf die Erde tropft.

Fridubalth erhebt sich. „Der Allwaltende hat gesprochen. Unser Schicksal ist entschieden. Wir bleiben und bauen. Die Hasdinge haben eine Heimat. Thor walt's in Gnaden! Das Thing ist geschlossen. Geht in Frieden!" Damit nimmt er das Schwert und steckt es in die Scheide, ergreift Schild und Speer und geht mit seinem Gefolge vom Thingplatze. Draußen entläßt er seine Gefolgsmänner und sucht zwei abgelegene und einsame Orte auf.

Zuerst die Schmiede. Die ist in einem Gebüsch am Rande des Lagers aufgeschlagen. Wulko der Schmied sitzt vor dem Schmiedefeuer, das er entfacht hat. Niemand ist in seiner Nähe. Eine abergläubische Scheu vor den über- und unterirdischen Künsten hält von der Schmiede fern. Fridubalth hat eine lange Unterredung mit Wulko und zeichnet mit der Spitze seines Speeres die Umrisse des Pfluges in den Sand. Wulko schüttelt erst mit dem Kopf, nickt aber dann und fängt selber an, im Mondschein zu zeichnen. Gespenstisch fallen die Schatten zur Seite.

Mit festem Handschlage verabschiedet sich der Führer von Schmiede und geht zur Thingeiche zurück. Nicht weit davon, um einen Buchenhain ist der heilige Kreis mit einer gekalkten Schnur gezogen. Fridubalth legt Schild und Speer ab, gürtet das Schwert los und zieht die Schuhe aus. Bloß und ungewaffnet betritt er den Heiligen Ring, Als Priester mit der weißen Stirnbinde hat er das Recht, den Weihbezirk des Stammesgottes zu betreten. In dem Halbdunkel der Buchen tritt ihm die Seherin entgegen. Was die beiden gesprochen, hat niemand gehört. Ernsten Antlitzes verläßt Fridubalth den heiligen Bezirk, zieht die Schuhe an, nimmt Waffen und Schild und schreitet seinem Wagen zu.

Bauer und Student.

(Von einem Mitarbeiter in Deutschland.)

Langsam und gemächlich rattert der Zug von Berlin aus durch die noch winterliche ostdeutsche Landschaft; in einer haben Stunde sollen wir an unserm Ziel, dem kleinen unbekannten Dorf in der Grenzmark ankommen. Manchem von uns wird nun doch ein wenig bange; kommen wir doch alle von einer Hochschule im Herzen Deutschlands und nur wenige von uns sind einmal im Osten gewesen; unsere Wanderfahrten hatten uns an den Rhein, nach Bayern und Franken geführt, aber nie war es einem von uns eingefallen, einmal eine Fahrt in den Osten zu machen. Und nun fuhren wir zum ersten Mal durch diese Landschaft, die uns, die wir Berge, Hügel und bunt wechselnde Bilder gewohnt waren, so ungewohnt und eintönig vorkam, wollten hier fünf Wochen lang beim Bauern leben, ihm bei den Frühjahrsarbeiten helfen und Hochschule und Professoren vergessen. Nun, mit der Arbeit würde es nicht so schlimm sein; das hatten wir ja im Arbeitsdienst genügend gelernt und nach einigen Tagen mit Muskelkater würden wir es sicher wieder gewohnt sein. Aber wie wird wohl das Zusammenleben mit unseren Bauern sein. Sie sollen doch so wortkarg und verschlossen, ja mißtrauisch sein, so ganz anders als unsere Bauern in Mitteldeutschland. Immer wieder frage ich meinen Freund danach; er war schon im Sommer „draußen" gewesen und hatte mir so viel von dem „Einsatz" beim Bauern erzählt, daß ich schließlich hingegangen war und mich zum Landdienst während der Semesterferien verpflichtet hatte. Er beruhigt mich mit der herablassenden Miene des erfahrenen Mannes; natürlich, er fährt ja auch wieder zu „seinem" Bauern und weiß Bescheid. Aber da hält auch schon der Zug und wir sind am Ziel. Mit Gesang geht's in die Jugendherberge, wo alle Landdienstler dieses Kreises erst noch in einem Lager zusammengefaßt werden, ehe sie auf die Dörfer verteilt werden.

In den zwei Tagen werden wir stramm rangenommen. Wir können ja schon eine Menge Kampflieder und alte schöne Volkslieder, aber jeder Kamerad weiß doch noch eins, das die andern nicht kennen oder er kann einen Volkstanz, der so einfach und doch so hübsch ist, daß wir ihn unbedingt lernen müssen, um ihn später den Burschen und Mädeln im Dorf vortanzen zu können. Aber wichtiger noch sind die Vorträge und Berichte. Freilich, wir haben in der Schulung schon mancherlei über den deutschen Osten gehört. Aber erst hier geht uns auf, wie wenig wir doch davon wissen, wie schwierig alle diese Fragen zu lösen sind, die nicht nur für den Osten allein, sondern auch für uns, die wir im Herzen des Reiches sitzen, so unendlich wichtig sind.

Dann aber ist es soweit. Zu sechsen ziehen wir in das kleine Dörfchen an der Grenze, zwei Stunden von der Bahnstation entfernt, ein. Der Ortsbauernführer erwartet uns schon und bringt uns auf die Höfe, die nun für einige Wochen unsere Heimat sein sollen. Auch die Bauern und vor allem die Jungen haben schon auf uns gewartet. Waren doch im vorigen Sommer schon Studenten im Dorf, und nun sind sie natürlich gespannt wie die neuen sind und ob vielleicht einer von den alten Bekannten dabei ist.

Mit dem Einleben ging es viel besser und schneller als ich es mir vorgestellt hatte. „Meine" Leute — wie ich sie bald stolz nenne, ebenso wie ich „ihr" Student bin — haben aber auch schon im Sommer eine Studentin gehabt und es kommt ihnen nicht mehr gar so komisch vor, daß so ein Städter, der doch seine Ferien gemütlich zu Hause verleben könnte, hier in diese so verlassene Gegend kommt und arbeitet und nicht einmal etwas dafür haben will. Im Sommer noch haben sich manche Bauern über diese „dummen" Städter gewundert und geglaubt, daß da irgendein Betrug dahinterstecken müsse. Aber jetzt haben doch die meisten gelernt, daß das irgendwie mit dem Geist zusammenhängt, der die Kolonnen Jahr für Jahr marschieren ließ, daß in uns allen der ehrliche Wille lebt, als Studenten den Bauern, sein Leben und seine Sorgen kennen zu lernen, ihm zu helfen und so einen Schritt weiter zu kommen auf dem Wege der Volksgemeinschaft.

Früh um 6 Uhr, wenn es langsam anfängt, hell zu werden, klopft mein Bauer zum Wecken an die Tür. Er hat sich bald daran gewöhnt, mich beim Vornamen zu rufen, das war ganz selbstverständlich so gekommen. Ich hatte mich natürlich gleich mit den Kindern wie mit der ganzen Dorfjugend geduzt, und dadurch war ein so vertraulicher Ton entstanden, als ob ich auch irgendwie zur Familie gehörte. Reichlich kalt ist's doch noch, und ich freue mich über die Wärme im Pferdestall, wo ich jeden Morgen den Fuchs und den Schwarzen striegele. Wenn ich fertig bin, kommt die Tochter mit den Milcheimern aus dem Kuhstall; sie ist schon eine halbe Stunde vor mir aufgestanden und spottet über mich Langschläfer. Dann wird noch rasch Holz gehackt. Dabei sind mir anfangs immer die Scheite gegen die Nase geflogen, aber nun geht es doch schon ganz gut. Nach dem Frühstück kommt die eigentliche Arbeit. Am schönsten ist es, wenn ich mit den Pferden aufs Feld darf, um zu pflügen oder zu eggen. Mein Bauer hat dann irgendeine andere Arbeit, die er mir nicht überlassen will, wie Kunstdungstreuen oder ähnliches. Sonst ist kein Mann mehr auf dem Hof, die beiden Söhne sind beim Heer, der eine kommt jeden Sonntag nach Hause.

Über das Pflügen und Säen ist von berufenen und leider auch unberufenen Dichtern so viel geschrieben worden, daß man eigentlich gar nicht mehr darüber sagen möchte. Aber die Arbeit des Pflügens ist so schön, daß mir dabei immer irgendwie feierlich zumute wird. Man hat das wunderbare Gefühl, eine fruchtbringende Arbeit zu leisten und diese Arbeit am Boden bringt eine uns Städtern sonst nie gekannte Befriedigung. Nicht umsonst erscheint uns das Pflügen als das Symbol der Arbeit überhaupt. Stolz blicke ich dann auf die von mir gepflügten Furchen; hier und da habe ich doch wieder im Bogen ausgepflügt, ich muß doch noch besser auf den Fuchs, der sich die Arbeit recht leicht machen möchte, aufpassen.

Mittags komme ich dann wieder auf den Hof, dann muß ich Futter schneiden, füttern und tränken. Wenn dann alle Kühe zufrieden kauen, sitzen mein Bauer und ich noch ein wenig im Kuhstall. Dann spricht er von seinen Plänen, erzählt wohl auch von seiner Dienstzeit bei der Feldartillerie, wo er immer die besten Pferde der ganzen Batterie hatte. Nach dem Mittag geht es dann wieder an die Arbeit, bis dann gegen Sonnenuntergang wieder gefüttert wird und sich alles in der Küche zum Abendbrot und zum Zeitunglesen einfindet. Abends geht's dann oft ins Dorf, manchmal treffen wir sechs uns bei einem unserer Bauern, singen alte und neue Lieder, erzählen und lassen uns erzählen. Was haben manche von unseren Bauern doch im Krieg erlebt, wie ergreifend in der Einfachheit der Worte wissen von den schweren Jahren vor 1933 zu erzählen. Staunend hören wir von der großen Not, von der unseligen Verschuldung. Aber nun sehen sie alle hoffnungsvoll in die Zukunft. Natürlich, reich wird sobald keiner von ihnen, aber sie dürfen doch ruhig auf ihrem Hof sitzen und können nicht davon vertrieben werden.

Wichtiger ist noch die Arbeit mit der Jugend. An zwei oder auch drei Abenden sind wir mit den Jungen und Mädeln zusammen, da wird gesungen und werden Volkstänze getanzt. Und wir brauchen nicht zu fürchten, daß das alles mit unseren Weggang wieder aufhört. Denn ein älterer Junge hat da seit dem letzten Sommer die Führung, er hat schon im Winter die Jugend gesammelt und mit ihnen gesungen. Wir brauchen ihm bloß Ratschläge zu geben und ihn neue Lieder lehren, wir können sogar von den Dorfjungen noch manchen Volkstanz lernen.

Weniger gut steht es auf anderen Gebieten. Sehr viele von diesen Jungen und Mädeln haben eine große Sehnsucht nach der Stadt, ihren Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten. Auch manche ganz vernünftig Denkende verachten ihre anspruchslose und doch in vielem so schöne Heimat. Diese Stadtsehnsucht ist das große Übel für die Grenzmark, die immer leerer und leerer wird. Hier versuchen wir einzusetzen, den Jungen die Geschichte und die Schönheit ihrer Heimat nahe zu bringen und ihnen vor allem den Gedanken auszutreiben, daß es in der Stadt viel schöner sei.

Bevor wir wieder wegfahren, sind wir an einem Sonntag bei Spiel und Tanz mit dem ganzen Dorf fröhlich. Die Jungen führen ein Spiel aus ihrer Heimat auf, und die Eltern sind stolz auf ihre Kinder. Als der Abschied kommt, spricht mein Bauer nicht viel, sondern drückt mir fest und kräftig die Hand. Meine Bäuerin aber kommt mit einem Riesenpaket, das ich unbedingt mitnehmen muß. In einem Schlußlager berichten wir von unserem Einsatz, lernen, was falsch war und was beim nächsten Mal besser sein muß. Besonders stolz ist eine Dorfgruppe, zwei tüchtige Mädel haben nämlich in ihrem Dorf die gänzlich vergessene Handwebekunst wieder eingeführt. Stolz erzählen sie, wie sie die alten Webstühle wieder in Betrieb gesetzt haben und wie eifrig einige junge Frauen wieder beim Weben sind.

Dann fahren wir wieder zurück auf die Hochschule, deren Betrieb und Forderungen wir da draußen fast vergessen haben. In uns allen aber ist die Liebe zum Osten erwacht, der dem flüchtigen Besucher so reizlos und langweilig erscheint und der doch jeden, der sich ehrlich mit ihm beschäftigt, packt und nicht wieder losläßt.

R.